



## Die Tradition des Grenzlandes. Über »Pogranicze« und »Krasnogruda«

### Piotr Marecki im Gespräch mit Krzysztof Czyżewski

**Piotr Marecki:** Erinnern Sie sich daran, wann Sie das erste Mal nach Sejny kamen?

**Krzysztof Czyżewski:** Das war Anfang der 80er Jahre. Ich arbeitete damals in Gardzienice und bereitete unsere Exkursion zu den Litauern und orthodoxen Altgläubigen rund um Suwałki vor. Ich erinnere mich an den Moment, als ich in Sejny aus dem Autobus stieg. Eines der ersten Gebäude, das ich bemerkte, war die Synagoge: Fenster, die mit Brettern vernagelt waren, und ein Kunstdüngerlager im Innern. In der Nachbarschaft waren noch andere Gebäude des ehemaligen jüdischen Viertels erhalten geblieben. Dieser verlassen und heruntergekommene Ort gefiel mir von Anfang an außerordentlich gut, er hatte etwas Magisches an sich. In den folgenden Jahren war Sejny für mich eine Zwischenstation auf dem Weg nach Żegary, Puńsk, Wodziłki oder Krasnogruda. Das war meine Strecke ... Bis Ende der 80er Jahre der Zeitpunkt kam, einen neuen Ort im Leben zu suchen, wo ich ein Kulturzentrum aufbauen wollte, das an das multikulturelle Erbe anknüpfte. Sejny war einer dieser Orte im Grenzland.

**Marecki:** Und welche anderen Orte haben Sie erwogen?

**Czyżewski:** Wir hatten sehr ernsthafte Pläne in Verbindung mit dem Lemkenland.

Ich kenne Czarne gut seit Anfang der 80er Jahre, noch aus den Zeiten, als dort eine orthodoxe Kirche stand, die später in das Freilichtmuseum von Nowy Sącz umgesetzt wurde. Ich bin viele Male dort gewandert – allein, mit dem Theaterverein »Gardzienice«, mit Piotr Borowski, mit Małgosia, die meine Lebensgefährtin wurde. Einige Jahre lang haben wir an den orthodoxen Feiertagen Weihnachtslieder mit Jan Bernad gesungen, mit dem ich zusammen im orthodoxen Chor in Lublin sang, mit unseren Liedern kamen wir bis in die abgelegensten Dörfer und zu den einsamsten alten Menschen in der Welt. Die zwischenmenschlichen Beziehungen, die damals entstanden sind, waren so stark, dass ich ernsthaft darüber nachgedacht habe, ob mein Platz irgendwo in Przysłup, Kunkowa oder Olchowiec sein könnte.

Es gab also das Lemkenland, es gab auch Supraśl in Podlasien, Czarna Dąbrówka in der Kaschubei, Przemyśl – verschiedene Orte mit Grenzlandtraditionen. Schließlich führte mich das Schicksal nach Sejny. Ein Brief kam an von Wiesiek Szumiński, einem meiner Studenten aus der Zeit, als ich an der Hochschule für Bildende Künste in Posen Vorlesungen hielt, in dem er mich zu einer Aufführung meines Einpersonenstücks *Garść wierzbowych gruszek* [Eine Handvoll Weidenbirnen] in der alten Synagoge von Sejny einlud. Dieses Stück mit Texten von Miłosz, Ficowski, Mieźelaitis, Bomse und Papsza sowie mit Liedern und Gebeten erzählte vom Leben in einem Grenzstädtchen, in dem sich verschiedene Sprachen und Kulturen begegnen. Ich nahm die Einladung an (das war wohl 1988), las Texte, sang Lieder, und abends saß ich mit den Einheimischen beim Gespräch, und da hörte ich: »Kommt doch mal öfter her ...«

**Marecki:** Stammen Sie aus Posen, oder haben Sie dort nur studiert?

**Czyżewski:** Ich bin in Warschau geboren, auf dem Weg meiner Eltern vom Osten in den Westen, denn meine Mutter stammte aus der Gegend von Lublin, mein Vater aus Plock. Wir ließen uns in Śrem nieder, einer Kleinstadt in Großpolen. Als ich sieben war, zogen wir nach Posen, wo ich Schule und Studium abschloss. [...]

**Marecki:** Sie erwähnten gerade, dass Sie in einem orthodoxen Chor gesungen haben. Welche anderen Fähigkeiten haben Sie sich wo erworben?

**Czyżewski:** Bitte vergessen Sie nicht, dass ich in Posen aufgewachsen bin und an einer Art generationstypischer Lobotomie, also einem Verlust der Erinnerung, gelitten habe. Ich lebte in einer Stadt, über die ich wirklich nichts wusste, abgesehen vielleicht von der in der Schule präsenten Tradition der großpolnischen Aufstände. Die gesamte Geschichte des 20. Jahrhunderts war ein Tabuthema. Unsere Familien waren nicht von dort, niemand konnte uns diese Geschichte erzählen, und in der Schule wurde das Thema überhaupt nicht angesprochen. Erst als Student entdeckte ich, dass das Schwimmbad, in das ich seit meiner Kindheit gegangen war, eine alte Synagoge war. Noch später erfuhr ich, dass sich die Pavillons der Internationalen Messe, auf die wir in Posen so stolz waren, auf dem Gelände eines jüdischen Friedhofes befinden. Als ich quer über den Friedhof auf dem St.-Adalbert-Hügel zur Schule ging, wusste ich nicht, wer sich hinter Namen wie Żupański, Motta,



Das im Gespräch erwähnte Hallenbad in Posen war vor 1939 eine Synagoge. Man konnte sie unlängst in polnischen Printmedien wie im Internet im Kontext der Kunst-Aktion von Rafał Betlejewski sehen, als einen Ort, an dem Juden heute vermisst werden.

Rafał Betlejewski: »Für mich als Polen war die Jedwabne-Debatte das vielleicht wichtigste Ereignis des vergangenen Jahrzehnts, der anstoßende Moment meiner Auseinandersetzung mit der jüdischen Thematik. Zum ersten Mal bin ich dann von Angesicht zu Angesicht dem ungeheuren Ausmaß meiner Ignoranz begegnet. Wie mir kurz darauf bewusst wurde, war meine Ignoranz eine aktive, gesteuerte (oder aktiv gesteuerte?) und geplante Ignoranz. Ich habe mit Entsetzen festgestellt, dass nichts, keine Institution (Schule, Literatur, Theater, Film, Kirche, Familie) mich darauf vorbereitet hatte, das Thema anzunehmen, und meine Nicht-Erinnerung an Juden war ein aktives und forciertes Vergessen. Jedwabne ist für einen Polen ein eigentümliches Niemandsland, wo die nationale Identität zusammenbricht und eine kollektive Identifikation nicht mehr möglich ist.

Seit vielen Jahren trage ich die Idee mit mir herum, mich zu dem Thema zu äußern, da ich fühlte, dass es notwendig für mich ist. Die Aktion »Tęsknię ...« [Ich vermisse] ist 2006 entstanden, doch ich bin erst jetzt dazu bereit, sie zu veröffentlichen.«

[www.tesknie.com](http://www.tesknie.com)

Dahlmann, Kosiński, Callier oder dem von Władysław Marcinkowski verbarg, der den schönen Grabstein von Aniela Dembińska geformt hatte – den Ort meiner Liebeserklärungen. Dieses Wissen musste ich mir selbst erwerben, und das erst viel später. Das lokale und das multikulturelle Polen waren für uns namenlos wie eine abgewischte Tafel.

In diesem Sinn war für mich die Arbeit mit »Gardzienice« ein echter Kulturschock. Meine erste Exkursion führte mich zu den Zigeunern in die Vorkarpaten. Später durchstreiften wir den gesamten Ostteil des Landes von den Niederen Beskiden über das Lubliner Land und Podlasien bis nach Suwałki. Wir reisten auch in die sogenannten »Wiedergewonnenen Gebiete« zu den »Repatrianten« aus Wilna und Galizien, zu Ukrainern und Lemken, die im Zuge der »Aktion Weichsel« umgesiedelt worden waren, zu Griechen und Mazedoniern. Die Erfahrung von Gardzienice öffnete mir die Augen für ein völlig anderes Polen. Und das war kein akademisches

Wissen, sondern eines, das von Menschen in Kleinstädten und Dörfern gesammelt worden war, die sich tagsüber nicht zu sprechen trautes; abends aber, bei den Liedern, lösten sich ihre Zungen. Wir machten damals ein für mich wahnsinnig wichtiges Stück, das *Gusta* [Hexerei] hieß und auf *Dziady* [Die Ahnenfeier] von Mickiewicz basierte. Unser Mickiewicz war polyphon wie die alte Adelsrepublik, er klang nach polnischer Poesie in Reinform, nach weißrussischen und ukrainischen Liedern, dem chassidischen Tanz, dem jüdischen Wiegenlied ...

Zu dieser Erfahrung kam die Lektüre der Bücher von Miłosz, Vincenz, Stempowski, Mackiewicz, Buber, Ficowski, Strykowski, Konwicki, Venclova, Janowicz, Antonsch, Skaradziński ... Immer mehr wurde mir bewusst, wie stark in unserer Kultur die Tradition des Grenzlandes ist und welche hervorragende Literatur mit dieser Tradition verbunden ist. Seit jener Zeit ließ mir die Frage keine Ruhe mehr, wie man diese Tradition im Polen der Gegenwart, das sich langsam aus dem Schatten des Totalitarismus erhob, wieder aufleben lassen und fortführen könnte. Ich spürte, dass das Theater zu wenig war, dass dazu eine Form der aktiven Kultur notwendig ist, die sich in einem langen Prozess entwickelt, und das nicht im Untergrund oder beim Kunststudium, sondern an einem konkreten Ort und zusammen mit den dort lebenden Menschen. Aber solche Möglichkeiten bot erst die Wende von 1989. Inzwischen war ich nach dem Weggang von Gardzienice 1983 nach Posen zurückgekehrt, hatte mit meiner Theatergruppe zu arbeiten begonnen und eine kleine Teppichreinigungsfirma gegründet, um unter dem Kriegsrecht unabhängig bleiben zu können. Das sicherte mir die schöpferische Freiheit in meiner Familiengründungsphase, erlaubte mir weitere Exkursionen in Polen und die Vorbereitung auf einen neuen Lebensabschnitt.

**Marecki:** Wie sind Sie nach Gardzienice gekommen?

**Czyżewski:** Als Vortragskünstler und junger Mensch, der im Amateurtheater engagiert war. Ich fühle mich eng mit dieser Bewegung verbunden, die für uns damals eine echte Insel der Freiheit, der offenen Horizonte und der intensiven Treffen mit interessanten Leuten war, wie etwa mit Białoszewski, Grochowiak oder Irena Jun. [...] Im ersten Studienjahr gründete ich zusammen mit Henryk Dąbrowski – einem Schauspieler und älteren Freund von mir, von dem ich viel gelernt habe – ein Theaterstudio in Piła. Dort fuhren wir einmal in der Woche mit einem Doppelstockzug hin. Damals gewann ich mit dem Rezitieren von Prosa von Dygat und Lyrik von Miłosz den »Laur Wawrzynu« [Lorbeerblatt] in einem Vortragswettbewerb. Zur Belohnung durfte ich zur Internationalen Amateurtheater-Biennale fahren, die am STU-Theater in Krakau stattfand. Dort suchte ich mir eine Workshopgruppe aus, die von Włodek Staniewski und dem Ensemble geführt wurde, mit dem er seit einem Jahr in Gardzienice bei Lublin arbeitete. Ich machte mich an die Arbeit an *Spektakl Wieczorny* [Abendschauspiel], mit dem wir zu den Zigeunern fuhren, die in Szaflary, Czarna Góra und Czarny Dunajec wohnten. Ich vergaß die ganze Welt und blieb bei »Gardzienice«.

**Marecki:** Waren Sie dort Schauspieler?

**Czyżewski:** Ja, ich war Schauspieler. Aber das ist viel zu wenig gesagt, wenn man berücksichtigt, dass diese Stücke nur ein Teil der Arbeit und des Lebens dieses seltsamen Trosses von Wanderleuten waren, die auf der Suche nach einer neuen Theaterszene waren. Anfangs saßen wir auf irgendwelchen halben Stellen als Theaterinspektoren im Kulturhaus von Lublin. Ich weiß noch, dass ich eine gewisse Zeit lang eine Fahrerstelle hatte, auf einem alten »Żuk«, den man mit Kurbel starten musste. Wir bereiteten die Exkursionen vor, fuhren zur Feldforschung zu alten Leuten aufs Land, schrieben Lieder und Erzählungen auf, gingen zum Akrobatiktraining und zum Chor in der orthodoxen Kirche [...]

In der zweiten Hälfte der 80er Jahre begann die Zusammenarbeit mit Bożena und Wojtek Schroeder, die das Gemeindekulturzentrum im kaschubischen Czarna Dąbrówka leiteten und dort ihr Amateurtheater »Berg« betrieben. Gemeinsam haben wir »Pogranicze« gegründet und arbeiten bis heute zusammen. Damals initiierten wir zusammen einen Zyklus internationaler Treffen alternativer Kultur unter dem Motto »Dorf der Begegnung«. Nach Czarna Dąbrówka strömten Künstler aus der ganzen Welt, von Asien bis Südamerika. Viele Teilnehmer machten eine ähnliche Arbeit wie »Gardzienice«, sie pflegten lebendige musikalische Traditionen, und die von uns damals zum ersten Mal nach Polen eingeladenen Theaterleute und Ethnografen aus Russland, Weißrussland und der Ukraine fanden sich bestens darin wieder. So trieben wir praktisch zwei Wochen lang in einem ununterbrochenen Strom von Musik, Liedern und Tanz, aus dem wir uns nur losrissen, um Theateraufführungen, Fotoausstellungen und Filme anzusehen oder Vorträge zu hören, um über das Theaterlaboratorium »Reduta« von Osterwa und Limanowski, Grotowskis Manifest *Performer* oder *Mahabharata* von Brook, die Philosophie des Wortes bei Mandelstam oder das Ethos des Amateurs zu diskutieren.

In dieser Phase bildete sich die Stammbesetzung, die »Pogranicze« in Sejny aufbaute. Gemeinsam spürten wir, dass die Phase der rauschenden Feste für den Geist und den Intellekt zu Ende ging und uns das Jahr 1989 vor neue Herausforderungen stellte. [...]

**Marecki:** Wie sah der Aufbau eines Zentrums wie »Pogranicze« von der organisatorischen Seite her aus?

**Czyżewski:** Das begann bereits in Posen, gleich nach den gewonnenen Wahlen 1989. Rafał Grupański besuchte uns zu Hause, und von ihm hörten wir das erste Mal von der Möglichkeit, eine solche Stiftung zu gründen, die ihren Rechtsstatus, ihr Konto und ihren eigenen Stempel haben würde, also alles, was



man zum unabhängigen Arbeiten brauchte. Für uns begann eine neue Epoche. Als wir als Gruppe von Gründungsmitgliedern im Gericht auftauchten, erkannte der Notar auf einen Blick, dass wir keinen Groschen hatten, somit war unser Gründungskapital rein symbolisch. Aber damals war das möglich. Die Registrierung der Stiftung lief, und wir trafen Vorbereitungen für die »Reise nach Osten«. Im Sommer 1990 brachen wir auf, nachdem wir entschieden hatten, dass Schluss sein sollte mit den Treffen in Czarna Dąbrówka und es Zeit war, ins Unbekannte aufzubrechen und alle Brücken hinter uns abzurechen. Für unsere Kinder bauten wir spezielle Wagen, wir hatten Pferde und einen Jeep, erhielten den ersten Zuschuss vom Kulturministerium, verpackten die Ausrüstung für das Theaterstück *Tętent* [Pferdegetrappel], an dem wir gerade arbeiteten, luden Freunde aus aller Welt ein, die sich uns dann zu verschiedenen Momenten dieser fast viermonatigen Reise anschließen sollten ... und brachen auf.

Während der Reise schrieben wir die Leitideen der Stiftung »Pogranicze« nieder, unser erstes Programmheft, an dessen Entstehung die mit uns reisenden Leszek Kolankiewicz und Grzegorz Godlewski großen Anteil hatten.

Wir hatten viel Kraft und die Entschlossenheit von Pionieren, die auf der Suche nach Neuland ins Leben aufbrechen, die bereit sind, sowohl dieses Land, das damals ganz zu unserem eigenen wurde und nicht mehr dem Regime gehörte, als auch das ersehnte Zentrum der Grenzlandkulturen von klein auf neu aufzubauen.

So gelangten wir nach Sejny. Eigentlich war das das Ende der Welt, gleich vor der sowjetischen Grenze, die immer noch abgeriegelt und feindselig war, wo die Wege abbrachen und das Telefon mit der Kurbel betrieben wurde. Heute erscheint jene Realität unreal: Wir haben im Zentrum modernste Internetverbindungen, die Grenze verschwindet allmählich, zusammen mit dem unabhängigen Litauen sind wir in der Europäischen Union, und die Themen des interkulturellen Dialoges, mit denen wir uns beschäftigen, stehen mittlerweile im Fokus der heutigen Welt, daher kommen hier tagtäglich Gäste aus verschiedenen Ländern an. [...]

**Marecki:** Mit welchen Initiativen habt ihr mit dem Bau des Zentrums angefangen, als ihr in Sejny aufgetaucht seid? Wie sah euer Kontakt zur einheimischen Bevölkerung aus?

**Czyżewski:** Eigentlich sind wir als Theatertruppe nach Sejny gekommen. Wir beendeten die Arbeit an dem Stück *Tętent*, das auf der *Bluthochzeit* von Lorca basierte. Dieses Stück war für uns sehr wichtig und, wie ich jetzt glaube, auch sehr schön. Wir haben es den Einwohnern von Sejny zweimal in der Weißen Synagoge vorgeführt ... und wir haben begriffen, dass wir aufhören müssen, Theater zu sein. Denn was bedeutete es, Theater in Sejny zu sein? Hier unsere Probephöhne zu haben. Gelegentlich etwas für die Einwohner aufzuführen und eigentlich zu Festivals in der ganzen Welt zu fahren. Dazu waren wir doch nicht hergekommen. Ein solches Konzept erschien uns völlig anachronistisch und widersprach ganz unseren Vorstellungen über unsere Präsenz in Sejny. Uns interessierten der Ort, an den wir gekommen waren, und die Menschen, die hier lebten, ihre Schicksale, Probleme und Erinnerun-



Dom Pogranicza (Das Grenzlandhaus) ist der Sitz des Kulturzentrums »Pogranicze«.

gen. Wir wollten wissen, um was es bei diesem Leben im Grenzland ging, bei der ewigen kulturellen Auseinandersetzung mit den Anderen, wie sich das miteinander mischte, welche Konflikte es hervorrief und wie die Literatur, in die wir uns vertieft hatten, sich zur Realität verhielt. Um dorthin zu kommen, mussten wir anfangen zuzuhören, also von der Bühne abtreten, aufhören, Schauspieler zu sein, und zu Animatoren aktiver Kultur werden. Das Wichtigste war, dass sich uns die Chance einer alltäglichen Arbeit in einem langen Prozess eröffnete, Schritt für Schritt, Jahr um Jahr. Danach hatte ich mich sehr gesehnt. Zuerst luden wir junge Leute zur Zusammenarbeit ein. Gemeinsam mit den alten Zimmerleuten machten wir uns an den Bau des Hauses, dann gruben wir uns durch zu den Symbolen, Erzählungen, Bräuchen und Liedern, die mit dem Haus verbunden waren. Und zugleich errichteten wir das reale Haus, wobei wir uns bei dessen Bau an den Himmelsrichtungen und der Landschaft der Umgebung orientierten. Damit einher gingen Theater-, Musik- und Bildhauerworkshops, es entstand das *Hausbuch*. Wir konzipierten den Wohnraum neu, wurden zu Erben ganzer Generationen aus sozialistischer Zeit. In den nächsten Jahren bauten wir nach einem ähnlichen Prinzip ein »Nest« und ein Gotteshaus und eigneten uns von Neuem den Raum der Natur und des *Sacrum* an. Dann kam die Zeit für die Chroniken von Sejny und die Wiedergewinnung des Mythos der multikulturellen Kleinstadt, in der wir leben, aus den letzten Ecken der Erinnerung und aus den Resten von Andenken. Bei dieser Arbeit war wichtig, dass die jungen Litauer, Polen, Russisch-Orthodoxen, Ukrainer und Weißrussen die Chance hatten, gemeinsam Zeit zu verbringen, sich miteinander anzufreunden, das Wissen über ihre Tradition zu teilen, sich gegenseitig Lieder beizubringen. Auf diese Weise entstand ein natürliches Umfeld für die interkulturelle Begegnung, bei der Kinder keine Angst hatten zu sagen, wer sie sind, und bei der sie dafür geschätzt wurden, was sie aus ihrer eigenen Kultur und Sprache in den gemeinsamen Bau einbrachten. So entstand eine Offenheit anderen gegenüber, die auf der Festigung und nicht

der Verleugnung der eigenen Identität beruhte. Das von mir erwähnte natürliche multikulturelle Umfeld fehlte hier sehr. Die Ideologien des Nationalismus und des Kommunismus (verbunden mit einer Eskalation der Konflikte wie auch mit deren künstlichem Einfrieren) hatten das Gewebe des gemeinsamen Lebens im Grenzland vollkommen zerstört. Das hatten wir vorher nicht gewusst.

Das erste Treffen, das wir in der Weißen Synagoge organisierten, hieß »Lieder des alten Jahrhunderts«. Dazu luden wir Menschen unterschiedlicher Nationalitäten und Religionen aus der ganzen Umgebung ein. Uns interessierten die alten Lieder, die sie sangen, das also, womit sie noch in der vergangenen Epoche gelebt hatten. Erst während dieses Treffens, als sich aus den dicht gedrängten Reihen der versammelten Menschen, die verschiedene Sprachen sprachen, eine ungewöhnliche Atmosphäre mit starken Emotionen und Tränen zu bilden begann sowie eine ungewöhnliche Stille, als Kinder mitten im Kreis Kerzen von einer Gruppe zur nächsten trugen, erst da wurde mir bewusst, dass hier etwas Besonderes geschah, das ich vorher nicht für möglich gehalten hatte. Hier trafen Menschen zusammen, die sich viele, viele Jahre nicht getroffen hatten, die so eng beieinander und doch so abgekapselt voneinander gelebt, die dieselbe tragische Geschichte erlitten hatten und deren Erinnerungen doch gespalten waren, ohne die Möglichkeit, sich den anderen in Liedern oder Erzählungen mitzuteilen. Und dann trafen sie sich auch noch in der Synagoge, die viele Jahre lang verlassen und verwüstet gewesen war. Nun wusste ich, in welche Richtung unsere Aktivitäten gehen mussten. Unsere Synagoge wurde für die Dauer dieses Treffens zum Forum einer multikulturellen Gemeinschaft, zu einem Ort des Dialoges, Austausches und Erinnerens. Unser Zentrum, das auch räumlich im Zentrum der Stadt lag, zwischen dem polnischen und dem litauischen Kulturhaus, begann von diesem Moment an eine bewusste und langfristig angelegte Arbeit an der Wiedererschaffung eines Forums für die Grenzbevölkerung.

Die Arbeit mit den jungen Leuten, die wir durch verschiedene Kunstworkshops für dieses kreative Abenteuer der Entdeckung des eigenen Ortes und des Dialoges mit den Anderen gewonnen hatten, war die erste Herausforderung für uns, die uns half, an diesem doch sehr schmerz erfüllten Ort heimisch zu werden. Wir waren uns nicht bewusst, wie schmerzhaft Sejny war, wie stark geprägt von der Geschichte und der Erinnerung an die Konflikte, die immer noch lebendig waren bei den Polen und Litauern, die in den Jahren 1919–1920 an dem sehr grausam geführten Nachbarschaftskrieg teilgenommen hatten, nach dem niemand emigriert war, das Leben also weitergehen musste, obwohl niemand vergaß, wer von welcher Familie auf wen geschossen hatte ... Auch diese Realität müssen wir bei unseren Aktivitäten berücksichtigen und uns bewusst sein, dass nicht alle in Sejny unsere Philosophie vom Grenzland problemlos akzeptieren (die hier vor Ort entziffert, den Menschen abgelascht und in Büchern aufgeschrieben wird) und dass dies Jahre dauern wird. [...]

Wenn ich heute an die Zielgruppe unserer Zeitschrift »Krasnogruda« und der Arbeit unserer Stiftung »Pogranicze« denke, dann denke ich vor allem an die junge Generation, die gerade jetzt erwachsen wird. Immer öfter habe ich mit jungen Menschen zu tun, die fast jede Woche zu verschiedenen Praktika, Workshops und



Gesprächen zu uns kommen oder die ich bei vielen Begegnungen in verschiedenen Teilen Polens treffe. Für sie ist das, womit wir uns in »Krasnogruda« beschäftigen, etwas Lebendiges und Attraktives. Das sind keine Menschen mit Provinzkomplex, die alles Gute nur im Westen sehen. Anstatt nach Paris oder Venedig fahren sie lieber nach Czernowitz oder Sarajewo, oder zumindest wollen sie das eine tun, ohne das andere zu lassen. Einmal erhielt ich einen Anruf von Andrzej Stasiuk, der nach Erscheinen einer Ausgabe von »Krasnogruda« fragte, wie man an konkrete Orte und zu konkreten Personen in Rumänien reisen könne. Heute bekommen wir viele solcher Anrufe und Mails mit Fragen von jungen Leuten, die ihre Ferien, Forschungsarbeiten, Praktika oder ihre zukünftige Arbeit planen ... Sie reisen nicht nur aus touristischen Gründen dorthin, für sie ist Mitteleuropa wieder zu einem lebendigen Kulturraum geworden, in dem sie sich besser orientieren wollen. Und das ist nicht einfach, solange wir ihnen nur ein paar Bücher nennen können mit Informationen etwa über die Bukowina mit ihrer Hauptstadt Czernowitz. In der Bibliothek des Dokumentationszentrums für die Kulturen des Grenzlandes finden wir ca. achtzig Bücher zu diesem Thema, in der Nationalbibliothek schon wesentlich weniger und noch weniger in den lokalen Buchhandlungen und Bibliotheken. Dabei ist die Bukowina eine außergewöhnlich komplexe, vielsprachige, kulturell und historisch reiche Welt. Ich glaube, dass das immer noch ein Raum ist, der mit Büchern, Vorträgen, Zeitschriften und Filmen gefüllt werden kann. In dieser Hinsicht haben wir in Polen weiterhin Nachholbedarf. Dass bei uns jährlich drei oder vier Übersetzungen aus dem Ungarischen erscheinen, ist ein Skandal. In Ungarn, einem Land mit einer viel geringeren Bevölkerungszahl, erscheinen im Jahr 20–30 polnische Titel, und ähnlich ist es mit anderen mitteleuropäischen Literaturen. Das ist eine Aufgabe für uns, auch für Zeitschriften wie »Krasnogruda«.

**Marecki:** Ich weiß, dass »Krasnogruda« dem europäischen Zeitschriftennetzwerk »Eurozine« angehört. Was ist die Grundidee dieses Netzwerkes?



Die ehemalige jüdische Schule (Jeschive) beherbergt heute die Musikwerkstatt des Kulturzentrums.

Czesław Miłosz: Die Stadt der Jugend

Im Kreis Wilna herrschte der römische Katholizismus vor, den zweiten Platz nahm die jüdische Religion ein. Andere, weniger zahlreiche Gruppen gaben dem Leben dort den malerischen Einschlag. In der Schule hatte ich Karaim zu Kameraden. Sie entstammen, wie sie selbst behaupten, der Sekte der Essener, deren zweitausendjährige Manuskripte man am Toten Meer gefunden hat. Diese Ankömmlinge aus dem Süden, mit metallisch glänzendem, schwarzem Haar, sehr arabisch, befassten sich bei uns hauptsächlich mit Acker- und Gartenbau. Ihr Tempel hieß Kenessa. Aus der früher mächtigen Calvinistischen Kirche war eine gewisse Anzahl evangelischer Christen erhalten geblieben. Unter meinen Schulkameraden gab es auch Mohammedaner. Das waren die Nachkommen der hier stets gut behandelten tatarischen Gefangenen oder der Tataren, die sich für den Fürstendienst anheuern ließen. Immer reizte es mich zu erfahren, was man in einer Moschee macht, doch konnte ich mich niemals davon überzeugen. Die langjährige russische Herrschaft hatte auch ihre Spuren hinterlassen: schlechte Pflaster, ungeheure Schwierigkeiten, die Bürger zum Einhalten der Hygienevorschriften zu zwingen, und zwei riesige russische Kirchen mit Zwiebelkuppeln – ein Zeichen dafür, wie die zaristische Regierung um das seelische Wohl der nach Westen geschickten Beamten besorgt war.

Czesław Miłosz: *West und Östliches Gelände* [Rodzinna Europa]. Aus dem Polnischen von Maryla Reifenberg. München (dtv) 1986, S. 65f.

**Czyżewski:** Seit Anfang unseres Bestehens waren wir im Netzwerk der mitteleuropäischen Zeitschriften und Literaturszenen dabei. Wir tauschten Material aus, nahmen an gemeinsamen Debatten teil, informierten über Autoren oder Bücher. Dazu kam noch parallel ein Netz von Kulturzeitschriften, die mit den verschiedenen Regionen verbunden waren, oft weit entfernt vom Zentrum. Das war ein Phänomen der 90er Jahre, diese Dezentralisierung des Kulturlebens in Polen und anderen kommunistischen Ländern. Hauptantriebskräfte dafür waren Kreise, die mit Literatur- und Kulturzeitschriften verbunden waren, oft auf einem sehr hohen Niveau. Heute zeichnet sich in diesem Bereich eine Krise ab, der Antrieb geht deutlich verloren, wenngleich schwer zu sagen ist, ob das eine vorübergehende oder eine dauerhafte Erscheinung ist. Finanzielle oder organisatorische Probleme sind hier wohl nicht ausschlaggebend. Ich überlege, inwiefern dies eine Auswirkung der Expansion des Internets und der neuen Medien ist. Unser neues Portal »Archipelag Pogranicza« wird monatlich von Zehntausenden Usern besucht, und darin

liegt zweifellos eine neue Dynamik. Vielleicht sollten wir über eine im Zweiwochen- oder Monatsrhythmus erscheinende Zeitschrift nachdenken, anstatt eine sehr umfangreiche Zeitschrift herauszubringen, die aber zu selten erscheint, um in eine regelmäßige Interaktion mit den Lesern treten zu können. Obwohl mich noch etwas anderes interessiert, nämlich eine in englischer Sprache erscheinende Kulturzeitschrift, ein modernes europäisches Forum, das nicht nur auf Übersetzungen aus den nationalen Sprachen basiert, sondern Autoren aus verschiedenen Ländern zur Reflexion und Entwicklung eines gemeinsamen kulturellen Raumes anregt. Dieser Raum fehlt mir sehr im heutigen Europa.

*Aus dem Polnischen von Ulrich Heiße*

*Das Interview, das wir gekürzt veröffentlichen, erschien unter dem Titel »Miejsce pisane z dużej litery – rozmowa z K. Czyżewskim o »Krasnogrudzie« in: Piotr Marecki: Pospolite ruszenie czasopisma kulturalno-literackie w Polsce po 1989 roku, Kraków 2005, S. 183–199.*

© Copyright by korporacja ha!art, Kraków 2005

© Copyright by Piotr Marecki